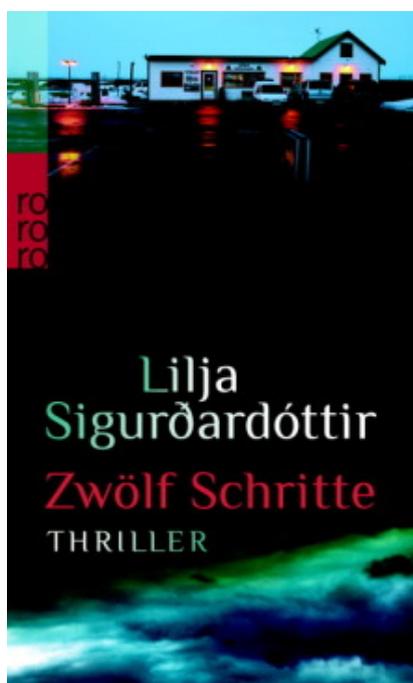


Leseprobe aus:

Lilja Sigurdardóttir

Zwölf Schritte



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

**ERSTES
KAPITEL**

Ohnmacht

Die tiefstehende Februarsonne scheint mir direkt ins Gesicht, als ich auf den Parkplatz vor dem Haupteingang der Klinik trete. Auch wenn es in der Klinik hell ist, schmerzt die Umstellung beim ersten Schritt in das gleißende Winterlicht. Das ist nicht verwunderlich, denn zehn Tage lang habe ich nur durch eine schützende Front aus getöntem Fensterglas hinausgeblickt. Es kommt mir vor, als ob die Augen symptomatisch mein körperliches Befinden widerspiegeln. Die Welt hier draußen ist hart und reizt empfindliche Nerven: eine durchdringende Hupe auf der Straße, das Quietschen abgenutzter Bremsen, der beißende Frost und dieses aufdringliche Tageslicht, das die Konturen aller Dinge so scharf und die Luft so leicht und durchsichtig erscheinen lässt. Es ist ein unbehagliches Gefühl. Unangenehmer, als ich erwartet hatte, und ich spüre, wie sich eine Angst in meinem Magen breitmacht. Wie soll ich die realen Probleme des Lebens nüchtern bewältigen, wenn mich schon auf dem Parkplatz vor der Entzugsklinik Vogur solch eine starke Beklommenheit überfällt? Doch nach nur wenigen Minuten gewöhnen sich die Augen an das Tageslicht, und als sich der Knoten im Bauch aufzulö-

sen beginnt, nimmt ein neues Gefühl überhand: die kribbelnde Vorfreude, was das neue Leben wohl mit sich bringen wird. Diese Vorfreude hat mich bereits heute Morgen erfasst, als sie mich anrief, um mir zu sagen, dass sie mich abholen wird. Obwohl ich mir aus Vernunft einrede, mir bloß keine falschen Hoffnungen zu machen, lässt mich die Frage nicht los, weshalb sie ausgerechnet jetzt den ersten Schritt unternimmt, nachdem sie mich ein halbes Jahr lang wie die Pest gemieden hat. Vielleicht ist es der Entzug – sie hat ja immer gesagt, dass unsere Ehe eine Zukunft hat, wenn ich bloß mit dieser Sauferei aufhöre. Das ist allerdings schon eine Weile her, und tief in meinem Inneren weiß ich, dass es zu spät ist und ich schon längst alle Chancen verspielt habe, die sie mir eingeräumt hat. Durch den Alkoholentzug ist mir vieles klargeworden, was ich vorher, von Bierrausch oder Katerstimmung benebelt, nicht erkannt habe. Zum Beispiel hatte ich immer das Gefühl, dass meine Frau mich nicht versteht. Ich dachte ständig, dass sie die Welt mit meinen Augen sehen und verstehen müsste, dass sie bei mir mit Beschimpfungen oder harten Forderungen nichts erreichte. Ich dachte, ich sei aufgrund meiner empfindlichen Seele auf mehr Liebe und Nachsicht angewiesen. Im Entzug, unter all den empfindlichen Seelen, die niemand verstehen wollte, erkannte ich schließlich, dass sie schon längst ihre ganze Gutmütigkeit und Liebe aufgebracht und ich ihr dafür nichts zurückgegeben hatte, abgesehen von den immer wiederkehrenden Enttäuschungen.

Während ich auf dem Parkplatz vor der Klinik auf sie warte, ziehen vor meinem inneren Auge Bilder aus unserer Ehe vorbei. Wir lernten uns in jungen Jahren auf einer

Studentenfete an der Uni kennen. Sie war im zweiten Jahr ihres Jurastudiums, ich hatte gerade begonnen, Literaturwissenschaft zu studieren. Der Alkohol gab mir damals Mut, mich an die Mädchen heranzuwagen und selbstsicher aufzutreten. Sie lachten, weil sie mich witzig fanden, und bewunderten mein komisches Talent, das bis zum fünften Glas unterhaltsam war, dann aber mit jedem weiteren Drink wie die sonstigen Hirn- und Körperfunktionen zusehends nachließ. Unsere Beziehung begann damit, dass Idunn mich auf dem Nachhauseweg stützte und mich ins Bett verfrachtete, wo ich, betrunken wie ich war, sofort einschlief. Als ich am nächsten Morgen völlig verkatert und zitternd erwachte, lagen wir beide angezogen nebeneinander, und sie war so unendlich schön und unschuldig mit ihrem dunklen, zerzausten Haar und ihrer bis auf die Wangen verschmierten Schminke. Ich stand leise auf, duschte, nahm ein paar Schmerztabletten und erwachte allmählich zum Leben. Dann braute ich starken Kaffee, toastete Brotscheiben und brachte ihr das Frühstück ans Bett. Wir lagen den ganzen Tag plaudernd im Bett und liebten uns den ganzen Nachmittag so leidenschaftlich, wie ich es bisher noch nicht erlebt hatte. Bald schon verbrachte sie fast jede Nacht bei mir, und innerhalb von zwei Monaten zogen wir zusammen. Die ersten Wochen unseres Zusammenlebens waren wie ein Glückstaumel – vermischt mit dem schlechten Gewissen, dass ich das Studium vernachlässigte. Nach und nach löste sich das Gefühl wegen der Alltagsprobleme in nichts auf. Alles drehte sich darum, wie wir das Geld für die Miete, Rechnungen, Essen und das Nachtleben zusammenbekamen. In meinem letzten Jahr auf dem Gymnasium hatte ich nebenher Liebesromane für einen kleinen Buchverlag

übersetzt, der die Groschenromane an Kiosken und in Supermärkten vertrieb. Nachdem ich die Uni geschmissen hatte, übersetzte ich im Monat zwei Romane, und nach einem Jahr verabschiedete ich mich von meinem Traum, Schriftsteller zu werden, und übersetzte stattdessen monatlich drei Romane. Wir kauften uns eine Dreizimmerwohnung in einem alten Haus in der Innenstadt. Nun waren wir nicht mehr so häufig auf Studentenfeten, sondern führten ein ruhigeres Leben, und wahrscheinlich trank ich zu dieser Zeit am wenigsten und war bei weitem am glücklichsten. Bis Baldur geboren wurde. Þóunn war im letzten Jahr ihres Jurastudiums schwanger geworden, und im April kam unser kleiner Junge zur Welt. Eine Woche später starb er an einem Herzfehler. Sein Herz war einfach zu groß für seinen kleinen Körper, und man konnte nichts für ihn tun. Es ist unmöglich zu beschreiben, wie es sich anfühlt, sein neugeborenes Kind im Arm zu halten und zu spüren, wie das Leben aus ihm entweicht. Es ist, als ob sich die eigene Zukunft in Luft auflöst, als ob die Liebe zum Leben in der Brust erlischt. In den ersten Monaten waren wir ganz benommen vor Trauer und bewegten uns wie ferngesteuert. Þóunn wollte nicht mehr an die Uni zurück, um ihr Studium abzuschließen, und nahm einen Bürojob bei der Bezirksverwaltung an. Ich übersetzte weiterhin Liebesromane, ohne länger irgendwelche Gemeinsamkeiten zwischen mir und den Romanfiguren zu erkennen, die alle zum Schluss ihr Glück fanden. Nach einigen Monaten wich die Taubheit und das Gefühl der Unwirklichkeit allmählich einem schneidenden Schmerz, der jedes Mal, wenn die Gedanken zu unserem kleinen Jungen abdrifteten, wie eine ätzende Flüssigkeit durch den Körper floss. Dazwischen aber gab es immer wieder Glücks-

momente, wenn uns etwas leichter ums Herz wurde und wir uns in die Augen schauen konnten, ein wenig lachten oder uns liebten. Ich kann fast auf den Tag genau sagen, wann ich aufgehört habe zu trinken, um mich zu amüsieren, und wann ich angefangen habe zu trinken, um den Schmerz zu betäuben.

Ein Rettungswagen fährt auf dem Parkplatz vor, und ein Mann wird auf einer Tragbahre in die Klinik getragen. Obwohl eine Decke über ihm ausgebreitet und er mit zwei Gurten festgezurt ist, kann ich deutlich erkennen, wie der schwächliche Körper darunter zittert und zuckt. So schlimm war es bei mir nicht. Meine Trinkgewohnheiten unterschieden sich nicht wesentlich von denen anderer, außer dass ich ein bisschen mehr und ein bisschen häufiger trank. Nachdem unser kleiner Junge zur Welt gekommen und gestorben war, hatte ich keine Lust mehr, auszugehen und unter Leuten zu sein, sondern saß lieber zu Hause vor dem Fernseher, nippte an meinem Bier und besoff mich mit Wodka, bis ich auf dem Sofa wegdämmerte. So verliefen die Wochenenden, und manchmal war es auch unter der Woche so. Am Anfang weckte mich Iðunn noch und schleppte mich ins Bett, doch zu guter Letzt gab sie auf, und ich erwachte mitten in der Nacht auf dem Sofa, mit einer Bierdosensammlung vor mir auf dem Tisch und einer Heidenangst in der Brust, dass sie vielleicht nicht im Bett lag, sondern aufgegeben und mich verlassen hatte. Ich verspürte eine tiefe Dankbarkeit, wenn ich sie auf ihrer Seite des Bettes liegen sah, und ich schwor mir – und manchmal sogar ihr –, mit der Sauferei aufzuhören.

Während ich den Rettungssanitätern zuschauen, wie sie mit der Trage durch das Eingangsportal von Vogur eilen,

verspüre ich eine unendlich große Erleichterung darüber, dass ich, im Gegensatz zu dem Mann auf der Trage, die zehn Tage bereits hinter mir habe. Vor zehn Tagen hätte ich zwischen diesem Mann und mir keine Gemeinsamkeiten entdeckt, aber jetzt empfinde ich eine Art Solidarität und begreife, dass uns lediglich das Ausmaß voneinander unterscheidet, nicht die Gesinnung. Ich könnte genauso enden, es ist nur eine Frage der Zeit und der Gelegenheit. Die Ohnmacht dem Alkohol gegenüber ist dieselbe.

Idunn hält dicht am Gehsteig, und mir fällt auf, dass sie den Wagen wahrscheinlich nicht mehr gewaschen hat, seit sie mich verlassen hat. Es war immer meine Aufgabe, das Auto zu waschen. Wir begrüßen uns ziemlich ungeschickt mit einem Kuss auf die Wange, und ihr Lächeln ist irgendwie so vertraut und warm, dass ich mich erst wieder besinne, als ich mit der Hand durch ihr dunkles Haar fahre, das sie jetzt schulterlang trägt. Sie rutscht für einen Moment auf dem Sitz hin und her, bevor sie losfährt. Offensichtlich ist ihr diese Berührung unangenehm, also ziehe ich meine Hand zurück und sage:

«Vielen Dank, dass du mich abholst.»

«Keine Ursache», antwortet sie und lächelt. «Wie fühlst du dich?»

«Ganz gut! Etwas gestresst und unsicher, aber auch züversichtlicher als vorher.»

«Gut so», meint sie und lächelt erneut, ohne den Blick von der Straße abzuwenden, und ich spüre, dass sie etwas sagen will. Zwischen uns gibt es mit Sicherheit noch viel Unausgesprochenes, aber ich hoffe, dass sie mir einige Tage Zeit lässt, um mich zu sammeln, bevor ich mich den Sünden der Vergangenheit stellen muss. Sie fährt mich

direkt nach Hause, und dort angekommen, frage ich, ob sie auf eine Tasse Tee mit reinkommen will. Ich hoffe insgeheim, dass sie ablehnt, da ich die Wohnung nicht gerade in aufgeräumtem Zustand zurückgelassen habe – die meisten Kisten stehen ein halbes Jahr nach dem Umzug noch immer herum, und überall liegen Bierdosen, wenn ich mich richtig erinnere. Trotzdem will ich nicht, dass sie gleich wieder geht.

«Ich wollte dich um einen Gefallen bitten», sagt sie.

«Selbstverständlich», antworte ich, «ich schulde dir eine Menge.»

«Ich ermittle in einem Mordfall und wollte dich bitten, mir ein wenig zu helfen.»

Einen derartigen Gefallen habe ich nun wirklich nicht erwartet, und ich kann mein Erstaunen kaum verbergen.

«Wie in aller Welt soll ich dir denn bei einer laufenden Mordermittlung helfen?»

«Mit deinen Fachkenntnissen. Ich brauche etwas mehr Zeit, um dir das alles genauer zu erläutern, und heute ist dein erster Tag nach dem Entzug. Ich hab gedacht, wir könnten uns vielleicht morgen treffen, und dann erkläre ich dir die Sache?»

«Ja, klar, kein Problem», antworte ich total verwundert und biete ihr an, morgen zu mir zum Tee zu kommen. Bis dahin werde ich die Wohnung aufräumen.

Ein fauliger Gestank schlägt mir entgegen, als ich die Wohnungstür öffne. Mich überkommt ein Würgegefühl. Ich stelle die Tasche ab, öffne alle Fenster und mache mich sogleich daran, mich auf die einfachste Art und Weise von den Gespenstern der Vergangenheit zu befreien: Ich packe sämtliche Bierdosen und Weinflaschen in schwarze Plas-

tiktüten und bringe den Müll raus, der sich in den letzten zehn Tagen in etwas im wahrsten Sinne des Wortes Organisches verwandelt hat, da ich damals nicht in der Lage gewesen bin, ihn rauszubringen. Die Dosen schmeiße ich weg, anstatt sie zum Recycling zu bringen. Es kommt für mich nicht in Frage, Pfand dafür zu kassieren – als ob Recycling ein Symbol für meine Sparsamkeit und mein Umweltbewusstsein wäre. Ich will, dass dieser saure und aufdringliche Gestank der fauligen Bierreste mich daran erinnert, dass ich ihn bei mir zu Hause nicht mehr dulde. Als ich die Tüten die Treppe runtertrage, holen mich die Selbstzweifel wie alte Bekannte ein: Es ist fast schon angenehm, vertraute Sätze über das eigene Elend und die eigene Ohnmacht in sich hineinfließen zu lassen wie heißen Brei, von dem einem fast schlecht wird, den man aber doch immer wieder isst. Ich muss es schaffen, diese Gedanken von mir fernzuhalten und sie durch eine positivere Einstellung zu ersetzen. In Gedanken erstelle ich eine Einkaufsliste der Dinge, die ich anschließend im Supermarkt besorgen will, und überlege mir, was ich tun könnte, damit die Wohnung morgen etwas gemütlicher aussieht.

Im Supermarkt schraube ich den Verschluss von allen Putzmitteln ab, rieche daran und wähle das Produkt mit dem intensivsten Duft. Außerdem kaufe ich Duftkerzen und ein weinrotes Papiertischtuch für den Sofatisch, damit das Wohnzimmer nicht so kahl wirkt. Anschließend suche ich mir mein Abendessen zusammen, Hähnchen vom Grill und dazu Salat. Ich lege Cola, Orangensaft, Mineralwasser, Sprite und Ananaskonzentrat in den Einkaufskorb, damit bin ich bestens mit Getränken versorgt und werde das Bier nicht vermissen. Außerdem kaufe ich

zwei Sorten Eis, Eiswaffeln und Schokosauce. «Lieber dick als vollgesoffen», hat jemand beim Entzug gesagt, was ich mir als Motto für die kommenden Tage eingepägt habe, zumindest so lange, wie ich mir keine Sorgen um meine Linie machen muss. Während ich in der Kassenschlange stehe, schweift mein Blick über die Titelseiten der Zeitungen. Ich erstarre. Die Schlagzeile nimmt eine halbe Seite ein: «Polizei sucht Mörder!», und darunter steht in kleineren Buchstaben: «Der letzte Woche in Grafarvogur aufgefundene Tote ist ermordet worden.» Ich packe die Zeitung zusammen mit dem Morgunblaðið in den Einkaufskorb, ich will wissen, was in der Welt vor sich geht.

Als Erstes staubsauge ich die gesamte Wohnung und schrubbe den Boden mit einer ordentlichen Menge parfümiertem Putzmittel. Dann trage ich alle Kisten in das Zimmer nebenan und staple sie dort an der Wand, sodass das Wohnzimmer auf einmal geräumig und ganz ansehnlich wirkt. Ich breite das Papiertischtuch über den Sofatisch, stelle ein paar Duftkerzen auf einen Teller und wühle in einigen Kisten herum auf der Suche nach irgendwelchem Kram, den ich zur Dekoration aufstellen könnte. Beim Umzug damals habe ich den Überblick verloren, deswegen liegt jetzt in den Kisten alles durcheinander: Bücher, Bilder, Geschirr, alte Briefe, CDs und Kleinkram. In einer Kiste liegt ein Stapel mit Fotos von unserem kleinen Jungen. Zweihundert Fotos in einer Woche, und doch nicht genug. Ich spüre, wie sich mein Herz zusammenzieht und der alte Schmerz wie siedend heißer Tee aus einer übervollen Tasse schwappt und den ganzen Körper überflutet. Als Reaktion auf diesen Schmerz verspüre ich plötzlich ein starkes Verlangen nach Alkohol: Ein eiskaltes Bier

würde diesen brennenden Stich in der Brust im Nu lindern. Ich schließe die Fototasche, weil ich merke, dass ich etwas zu dünnhäutig bin, um mir ausgerechnet jetzt – ohne Bier und in diesem haltlosen Zustand – Bilder von ihm anzuschauen. Ich erinnere mich an die Worte, die ich auf einem Meeting im Rahmen des Entzugs gehört habe, atme tief durch und warte ruhig ab, ohne irgendeine Entscheidung zu treffen, und rede mir selber ein: «Auch das geht vorbei.» Und tatsächlich ist die Lust auf Bier nach wenigen Augenblicken beinahe wie weggeblasen, und ich wühle weiter nach Nippes und Bildern, die ich auf das Fensterbrett und die Regale stelle. Bei der Aussicht auf ein besseres und angenehmeres Leben fühle ich mich ganz beschwingt.

Während ich den Salat mische, Balsamico-Dressing und geröstete Pekannüsse darübergebe, höre ich mir die Nachrichten im Radio an. Es wird berichtet, dass der Mann aus Grafarvogur vor zehn Tagen in seiner Wohnung ermordet aufgefunden wurde, ungefähr zur selben Zeit, als ich den Entzug begann. Die Obduktion hat ergeben, dass er vierundzwanzig Stunden vorher gestorben ist, was mit den Informationen aus den Zeitungen übereinstimmt. Als ich mich frage, ob das die Mordermittlung ist, von der Þórunn gesprochen hat, erklingt schon ihre Stimme im Radio, und Þórunn Baldursdóttir, Kriminalbeamtin und Leiterin der Ermittlungen, bestätigt, dass die Untersuchungen in vollem Gange seien und gut vorankämen. Nach zwei Jahren bei der Bezirksverwaltung hat sie sich an der Polizeischule beworben, wurde aufgenommen und ist in wenigen Jahren zur Kriminalbeamtin aufgestiegen. Sie war insbesondere für Einbruch- und Diebstahlsdelikte zuständig, was

zur Folge hatte, dass sie Fingerabdrücke in Kindergärten und Apotheken, in denen eingebrochen worden war, abnehmen musste und auf der Suche nach dem Dieb die geläufigen Schlupflöcher polizeibekannter Gauner durchforstete. Mich befällt ein Schaudern bei dem Gedanken, dass sie nun Leichen untersucht und Mördern nachstellt. Welche Hilfe kann sie nur in so einer Mordermittlung von mir erwarten? Fachkenntnisse, hat sie gesagt. Ich verfüge über keine speziellen Kenntnisse außer in Bezug auf englische Liebesromane der leichteren Art. Sie wird ja wohl kaum in diesem Bereich Nachforschungen anstellen. Je mehr ich darüber nachdenke, umso absurder erscheint mir der Gedanke, dass ich zu diesen Ermittlungen irgendetwas von Nutzen beitragen könnte. Bei diesen Untersuchungen geht es vermutlich um Fingerabdrücke, DNA, Mikropartikel, Gewebeproben oder wie auch immer diese Dinge heißen, über die sie sich auf Seminaren im Ausland ständig weiterbildet. Ich esse den Salat und das halbe Hähnchen und stehe hastig auf, um zu einem Meeting zu gehen, wo ich hoffentlich Ruhe vor dem Verlangen nach Alkohol finden kann, das immer größer wird, je mehr ich über diese Mordermittlung nachdenke.

Ich blättere den Veranstaltungskalender der Anonymen Alkoholiker durch und wähle ein Meeting in der Nähe aus, mitten in der Innenstadt, das um acht Uhr beginnen soll. Mit zügigen Schritten nähere ich mich dem Versammlungsort und genieße es, die frostkalte Luft in den Lungen zu spüren. Ich betrete atemlos und keuchend das alte Holzhaus, wo das Meeting gerade vorbereitet wird. Allem Anschein nach ist die Versammlung ziemlich gut besucht. Ich wähle einen Platz in den hinteren Reihen und

schätze die Anzahl der Leute, die sich begrüßen, plaudern, sich Kaffee einschenken und sich hinsetzen, auf ungefähr dreißig. Um Punkt acht verstummt das Stimmengewirr im Saal, als ein großgewachsener Mann mit der Begrüßung beginnt. Im Entzug bin ich zu jedem Meeting gegangen, das angeboten wurde und wo immer dasselbe passiert: Wie durch einen wundersamen, stillen Zauber beruhigen sich meine rastlosen Gedanken, bis auch die überreizten Nerven Entspannung und Ruhe finden – um diesen Zustand zu erreichen, war ich vorher immer auf Alkohol angewiesen. Nach den Begrüßungsworten schildert der Hüne in kurzen Sätzen sein Leben, wie der Alkoholismus ihn um das Beste in seinem Leben gebracht und der Heilungsprozess ihm allmählich dazu verholfen hat, nach und nach wieder festen Boden unter die Füße zu bekommen und einen Teil des Verlustes wettzumachen. Mit einigen Aspekten seiner Lebenserfahrung spricht er mir direkt aus der Seele, und ich verstehe nun viel besser, dass ich mir mein Selbstmitleid über mein unglückliches Leben hätte ersparen können, dass ich selbst in mein Unglück gerannt bin. Der Riese gibt mir Hoffnung, dass ich eines Tages mit erhobenem Kopf dastehen und von mir behaupten kann, glücklich zu sein. Im Anschluss an seine Rede ergreifen andere das Wort und sprechen über unterschiedliche Themen. Jeder strahlt diese innige Dankbarkeit aus, Teil dieser Versammlungen zu sein, die es ihnen ermöglicht, sich täglich mit den Schwierigkeiten des Lebens auseinanderzusetzen, ohne den Mut zu verlieren und im Suff Erlösung zu suchen. Zum Schluss stehen alle auf, nehmen sich an den Händen und sprechen ein kurzes Gebet, das mich mit einem Gefühl erfüllt, als ob die gebündelte Kraft aller Anwesenden durch meine Arme in meinen

Körper strömt und mich nicht nur berührt und aufwühlt, sondern auch ruhig werden lässt und zufrieden macht.

«Bist du zum ersten Mal bei einem Meeting?», fragt mich eine blonde junge Frau, die sich zu mir durchdrängt, als ich nach Beendigung der Versammlung ratlos in der Menge stehe. Obwohl ich hier niemanden kenne, möchte ich diese Atmosphäre der Geborgenheit auf keinen Fall verlassen.

«Ja», antworte ich, «das war ein gutes Meeting.»

«Einige von uns gehen anschließend noch in ein Café, ein bisschen quatschen», sagt sie aufmunternd und zeigt auf eine nicht genauer definierte Gruppe von Leuten hinter ihr. «Kommst du mit?» Ich möchte am liebsten ja sagen, doch mir fallen die Ratschläge aus dem Entzug wieder ein, Situationen zu umgehen, in denen man vorher getrunken hat, und mich beschleichen Zweifel.

«Ich bin gerade erst heute aus dem Entzug gekommen, und ich weiß nicht, ob das so schlau ist.»

«Dann bist du in bester Gesellschaft!», erwidert sie lachend, und in ihrem Lachen steckt eine erfrischende Leichtigkeit. Doch dann fügt sie etwas ernsthafter hinzu, dass sie in ein Lokal gehen, wo kein Alkohol ausgeschenkt wird.

Weil ich immer Schwierigkeiten gehabt habe, ohne Alkohol einzuschlafen, und es einem im Entzug nahegelegt wird, abends Koffein zu meiden, bestelle ich im Café einen Kräutertee. Die Gruppe besteht aus acht Leuten, die sich ganz offensichtlich gut kennen, ich fühle mich wohl und habe überhaupt nicht das Gefühl, ein Außenseiter zu sein. Sie stellen sich alle vor, doch der einzige Name, der mir im Gedächtnis bleibt, ist der der blonden Frau, die mich ins Café eingeladen hat. Sie heißt Frída, und ich suche wie von

selbst immer wieder den Blickkontakt mit ihr. Sie hat ein breites Gesicht, hohe Wangenknochen, und ihre blauen Augen sind leicht schräg.

«Bist du Egills Bruder?», fragt sie plötzlich, und als ich es bejahe, lacht sie herzlich und meint, dass sie den Gesichtsausdruck erkannt habe. Die Frage erinnert mich daran, dass ich Egill versprochen habe, mich bei ihm zu melden, sobald ich aus dem Entzug komme, und so trinke ich meine Tasse leer und danke der Gruppe für den netten Abend.

Es macht mir Spaß, kreuz und quer durch die engsten Straßen und Gassen der Altstadt zu streifen, und ich bewege mich in einem verworrenen Zickzackkurs fort, bis ich endlich zu Hause ankomme. Es herrscht eine frostige Stille, und auf dem Asphalt glitzern Tausende winziger kleiner Eiskristalle im Schein der Straßenbeleuchtung wie Sterne. Das Zentrum von Reykjavík würde in Bezug auf seine städtebauliche Planung oder sein architektonisches Design niemals einen Preis verliehen bekommen, aber es verfügt über einen eigenen unvergleichlichen Liebreiz, der sich eher durch Charme als durch Eleganz auszeichnet. Einzelne dreistöckige Steinbetonhäuser in uneinheitlichen Baustilen überragen die ansonsten ein- oder zweigeschossigen Holzhäuser, die sich aneinanderkuscheln, als ob sie Schutz vor der Winterkälte suchten. In den meisten Fenstern ist ein Licht zu erkennen: ein flackernder Fernseher, eine Kerze auf dem Tisch oder eine Lampe auf dem Fensterbrett werfen ihren Schein auf das Wellblech des benachbarten kleinen Holzhauses. Die meisten Isländer gehen spät ins Bett, was praktisch ist, da ich Egill ja noch anrufen muss und es schon fast elf ist.